Das Glück von Blendheim.

Roman von Woldemar Urban.

(6. Fortsetzung.)

Sie nickte stumm und wagte den Blick nicht zu heben. Sie kam sich wie auf einer Todsünde ertappt vor. Sie glaubte auch bei ihrem Vater eine gewisse spöttische Betonung des Wortes „Erfinder" herauszuhören.

Aber ich begreife gar nicht, fuhr der Oberst fort, was dich die Geschichte angeht? Man muß sich nicht um die Angelegenheiten anderer kümmern, und noch dazu, wenn es sich darum handelt, einem Erfinder die nöthigen Mittel zu besorgen. Dazu reicht mein Vermögen noch weniger aus, als das des Commercienraths Zierold.

Aber er schreibt doch, Papa, daß es sich um sein neues Patent handle...

Patent hin, Patent her, kümmere dich nicht um Sachen, von denen du nichts weißt und die dich nichts angehen. Wir haben an unsere eigenen Angelegenheiten zu denken. Wer meinst du, war jetzt bei mir? wandte sich der Oberst plötzlich an seine Gemahlin.

Vielleicht Herr von Perlewitz? Ich sah ihn vorhin über den Hof reiten, antwortete diese.

Stimmt. Er war in sehr feierlicher Stimmung. Er ist überhaupt doch ein netter Mensch. Weißt du, was er wollte?

Nein, woher soll ich es wissen?

Eva sagte kein Wort, aber ihr Herz schlug in einer Aufregung und Angst, als wolle es zerspringen.

Und du, Eva, du weißt es auch nicht, fragte ihr Vater.

Nein, Papa! sagte sie leise und zitternd. Sie hätte sich weit, weit weg gewünscht, nur um das nicht zu hören, was sie jetzt befürchtete.

Nun, du könntest es doch wissen. Er hat um deine Hand angehalten, fuhr der Oberst fort.

Eine tiefe Röthe schoß über ihr feines, schmales Gesichtchen.

Also doch! warf die Frau Oberst rasch ein.

Eva brachte vor Aufregung keinen Laut heraus.

Nun, und was sagst du dazu, Eva? fragte ihr Vater. Es ist sonderbar, daß du über die Sachen, die dich gar nichts angehen, wie Herr Doctor Sellentin und sein Patent, so leicht und flüssig reden kannst und über eine Angelegenheit, die dich so nahe betrifft, kein Wort herausbringst.

Papa, ich wünsche mich nicht zu verheirathen, preßte sie endlich hervor, ich möchte nicht fort von hier.

So, erwiderte ihr Vater, sie scharf fixirend, das glaube ich nicht, Eva, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es mir ganz und gar unverständlich ist, wenn sich ein junges Mädchen wünscht, eine alte Jungfer zu werden. Das ist wohl auch deine Meinung nicht, sondern du sagst das nur, weil dir die Partie nicht zusagt.

Ich habe wirklich noch nicht daran gedacht —, begann Eva wieder.

Das klingt schon anders. Das ist schon eher zu glauben, wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß du nicht verstanden haben solltest, was die Besuche des Herrn von Perlewitz bei uns zu bedeuten haben, unterbrach sie der Oberst. Umsomehr ist es aber nun Zeit, daß du daran denkst, Eva. Ich kann einem aufrichtigen und ehrlichen Bewerber wie dem Gutsbesitzer von Perlewitz nicht antworten: „Meine Tochter wünscht nicht zu heirathen. Das glaubt er ebensowenig, wie ein anderer und das würde auch wie eine Beleidigung aussehen. Besinne dich also auf eine andere Antwort, mein Kind, die mehr glaublich, und weniger beleidigend ist. Ich will dich damit nicht drängen. Es soll nicht aussehen, als wenn ich dich zu einer bestimmten Beschlußfassung veranlassen wollte. Aber überlege dir die Sache wohl. Perlewitz ist von guter Familie und ein netter, sympathischer Mensch. Was willst du denn mehr? Die passenden Partieen fallen heutzutage nicht so mir nichts dir nichts vom Himmel herunter.

An das übrige werde ich schon denken, verlaß dich darauf. Nur glaube nicht, daß ich mich auf gewisse alberne Geschichten und sentimentale Träumereien einlasse. Das wollte ich dir noch sagen. Denke daran, was du deiner Familie und dir schuldig bist. Man hängt sein Lebensglück nicht an ein Blatt, das hilflos im Winde hin und her geweht wird, sondern man sucht sich einen soliden Grund und Boden, der die Stürme überdauert und allein dienlich ist, ein stilles, häusliches Glück zu tragen. Das mag weniger poetisch und phantastisch sein, aber es ist dafür gesünder. Also überlege wohl, Eva, und laß mich die Antwort wissen, die ich Bernhard geben soll.

Damit verließ der Oberst das Zimmer wieder, wahrscheinlich in der Meinung, daß seine Gemahlin nun das Ihre thun würde, um Eva einen Entschluß zu erleichtern. Kaum war er fort, als Eva erst in ein nur mühsam unterdrücktes Schluchzen, dann in einen immer heftiger und convulsivischer werdenden Weinkrampf ausbrach. Das ihr zugedachte Glück begeisterte sie offenbar nicht, sondern ließ sie ihre ganze Hülflosigkeit und Herzenseinsamkeit erkennen. Sie hatte nicht einmal gewagt, ihrem Vater zu sagen, warum ihr der Antrag des Herrn von Perlewitz unannehmbar sei. Die Anspielungen ihres Vaters auf ihre sentimentalen Träumereien hatten genügt, um sie vollständig hoffnungslos und muthlos zu machen. Ihre bisherigen Hoffnungen erwiesen sich eben als leere Träumereien und Wünsche, denen sie — wie ihr Vater sagte, aus Rücksicht auf ihre Familie nicht mehr nachgehen durfte.

Nun laß mal das ewige Weinen, Eva, sagte ihre Mutter nach einer kleinen Pause, das hat ja doch keinen Sinn. Ich weiß gar nicht, was für ein Unglück dabei sein soll, wenn sich ein junges Mädchen verheirathen soll. Ich glaube dir ja ganz gern, daß du dir das anders gedacht hast, aber die Welt ist nun einmal nicht so, wie wir sie uns denken. Alle Tage passirt etwas, wovon wir uns früher nichts haben träumen lassen. Eben deshalb muß man sich gegen die Wechselfälle des Lebens möglichst sicher stellen. Perlewitz ist doch eine ganz gute Partie, und wenn du ihn auch jetzt noch nicht so liebst, wie du das meinethalben in den Romanen gelesen hast, das wird sich mit der Zeit schon machen. Ich kenne das. Das war immer so. Die nüchternsten Ehen werden schließlich die glücklichsten. Es ist doch höchst merkwürdig, daß die Leute bei den wichtigsten Lebensfragen, wie die Ehe doch eine ist, so sehr geneigt sind, den Verstand beiseite zu setzen, um gewissen Neigungen und Wünschen nach zu handeln, die sich jeden Tag als trügerisch erweisen können. Was hast du denn an Perlewitz auszusetzen?

Er heirathet mich doch nur, um seine Schulden zu bezahlen, schluchzte Eva.

Das glaube ich nicht, Eva. Perlewitz ist ein viel zu anständiger Mensch, als daß er so speculiren könnte. Er hätte ganz andere Partieen machen können, wenn er nur das wollte. Er hat mir selber gesagt, daß er vor allem eine tüchtige Wirthschaftsfrau braucht, die ihn da ergänzen kann, wo er selbst noch ein Neuling ist. Aber auch wenn das so wäre, wie du meinst, dann laß nur ruhig Papa für dein Interesse sorgen. Glaubst du, er würde ihm baares Geld in die Hände geben, damit er es verwirthschaftet? Er wird vielleicht mit der Mitgift eine Hypothek abstoßen und so die Einkünfte des Gutes erhöhen. Aber das mag sein wie es will. Wenn Papa sagt, daß er dafür sorgen will, so brauchst du dir darüber den Kopf nicht mehr zu zerbrechen.

Aber ich fühle es doch, daß er mich nicht liebt, warf Eva schüchtern ein.

Das sind Redensarten. Du wirst dich schon mit der Zeit an ihn gewöhnen, antwortete ihre Mutter. Sage das um Gotteswillen dem Papa nicht, denn er denkt dann gleich, es stecke irgend etwas dahinter. Er ist so wie so schon mißtrauisch wegen der dreihundert Mark.

Ach-ja, Mama, rief Eva rasch, als ob sie froh wäre, eine Ablenkung von dem verhaßten Thema zu finden. Das Geld! Nicht wahr, du gibst mir das Geld?

Aber liebes Kind, wie kann ich denn das? Jetzt geht das noch weniger wie vorher. Nicht des Geldes wegen, sondern —

Wie?

Wenn ich dir jetzt das Geld gebe, so bekomme ich schließlich Papa auf den Hals, der mir Vorwürfe darüber machen wird, daß ich dich in deinen sentimentalen Träumereien — wie er sagt, unterstütze. Glaubst du, daß ich so begierig bin, mir eine solche Schlappe einzubrocken?

Aber —

Nein, Eva, jetzt geht das auf keinen Fall. Und Perlewitz würde auch denken, daß ich heimlich solche Geschichten schüre. Weiter fehlte mir nichts. Wenn du dich klipp und klar entscheidest, dann ist das etwas anderes. Wie ich schon sagte, kommt es ja schließlich auf die dreihundert Mark nicht an. Aber ich muß sicher sein, daß es sich um eine mildthätige Unterstützung und nichts anderes handelt.

Es handelt sich nur um eine Unterstützung, Mama!

Das mußt du erst beweisen. So wie die Sache jetzt liegt —

Wieder wurden die beiden Damen in ihrer Unterhaltung gestört, diesmal durch Evas Schwester Martha, welche sich von ihrer Mutter die Garderobenschlüssel holen wollte. Die Frau Oberst hatte die Schlüssel nicht bei sich und mußte, um sie zu holen, die Treppe hinauf gehen.

Also überlege die das, Eva, sagte sie im Fortgehen, und vor allen Dingen, sei vernünftig. Nichts ist unangenehmer und bäßlicher als solche Geschichten in der Familie. Auf Wiedersehen, mein Kind.

Damit küßte sie ihre Tochter flüchtig auf die Stirn und ging mit Martha fort. Eva blieb allein. Die letzten Worte ihrer Mutter hallten ihr noch im Ohr und mit thränennassen Augen, die weich und träumerisch über den im Winde rauschenden Park hinabsahen, suchte sie sich zu sammeln, um zu „überlegen," wie ihre Mutter sagte. Sie gab sich auch alle Mühe, aber es ging nicht. Immer und immer wieder schweiften ihre Gedanken ab, immer erschien vor ihrem geistigen Auge wieder ein Bleicher, trotz seiner Gebrechlichkeit und Schwächlichkeit überangestrengter Mann, der allein und unverstanden — wie sie auch — im wildesten Kampfe des Lebens stand, den seine nächsten Verwandten im Stich ließen, verhöhnten und erniedrigten, weil sie sein Streben nicht begriffen, sein Ziel nicht verstanden. Sie sah seine erregten, glühenden und doch so schönen Augen vor sich, die nichts vom Leben sahen, nichts sehen wollten und durften, was ihn nicht näher an sein Ziel brachte. Heimlich murmelnd sagte sie sich den Brief vor, den er an seine Mutter geschrieben.

Sie konnte ihn längst auswendig. Welche freudige Zuversicht und siegesgewisse Hoffnung sprach daraus. Durch Zufall war er auf eine Composition verfallen, die ihm zur Herstellung seiner neuen Starkstromleitung geeignet erschien, aber er mußte zur Anschaffung der nöthigen Materialien und Instrumente „einiges Geld" haben, wie er schrieb. Wieviel, wußte er selbst nicht, und seine Mutter sagte, daß er nie in seinem Leben einen richtigen Begriff von dem Wort Geld gehabt habe. Er wußte wohl kaum, welcher Unterschied zwischen einer Hundertmark- und einer Tausendmarknote war, wenn er sie für seine Experimente brauchte. Und einem solchen Manne hatte sein nächster Anverwandter, sein eigener Bruder, einen höhnischen, groben Bauernbrief geschrieben. Er hatte ihn überspannt und verrückt genannt, doch wußte Eva, fühlte es im Inneren, daß die Welt weniger unglücklich, weniger elend und jammervoll sein würde, wenn die Menschen alle in gleicher Weise „überspannt" wären wie Felix Sellentin, wenn sie sich nicht durch verstandeskalten, hartherzigen Materialismus und Egoismus gegenseitig zerfleischten und ruinirten. Wenn nun der Mann beim Empfang eines solchen Briefes, müde des Kampfes, den er doch nicht für sich, sondern für das Wohl der Menschen führte, die Hand sinken ließ, aus Ekel vor dem Gelichter, das ihn umgab, seinem Leben gewaltsam ein Ende machte?

6.

Der Herbst kam. In Berlin machte sich das dadurch bemerklich, daß das Wagengerassel in den Straßen lauter und lebhafter wurde, die Menschen eiliger und zahlreicher hin und wieder liefen und die Theater, Restaurants, Kaffeehäuser bis in die späte Nacht hinein überfüllt waren. All die Tausende, die in den Sommerfrischen, den Seebädern oder im Gebirge Erholung gesucht, kehrten zurück, um die große Maschine in Gang zu setzen, die wir deutsche Cultur nennen. Die Hauptstadt arbeitete wieder mit dem für sie so charakteristischen Hochdruck, mit der weit ausschauenden und rücksichtslosen Energie, die man nicht so leicht auf der Welt wiederfindet.

Durch das Gewühl der Friedrichstraße fuhr im leichten Trab eine elegante Halbchaise, in der ein ziemlich wohlbeleibter Herr saß. Das Gesicht war von einer gesunden Frische, leicht gebräunt, eine Folge der Seeluft, aus der er eben zurückgekommen; die scharfen, klugen Augen blickten lebhaft und interessant hinter der goldenen Brille hervor, und auf den Zügen spiegelte sich eine humoristische Ueberlegenheit. Er war mit einem behäbigen Luxus und sehr gutem Geschmack gekleidet. Auch im übrigen merkte man an seinem Aeußeren, daß „es ihm nicht darauf ankam." Und doch war er von Hause aus ein armer Commis gewesen, dessen ganzer Reichthum sein scharfer Blick und ein gewisser Wagemuth war. Jetzt war Arnold Sternfeld Director einer der größeren Berliner Banken und commandirte demzufolge nicht nur über ein großes eigenes Vermögen, sondern auch über eine große Anzahl von Millionen, die ihm von seinen Vertrauensmännern im guten Glauben an seine geschäftliche Umsicht und Tüchtigkeit zur Verfügung gestellt waren. Die Sternfeld'sche Bank hatte vierzig Millionen Actiencapital und einen jährlichen Umsatz von vielen hundert Millionen. Es ist erklärlich, daß bei einem solchen Geschäftskreis die Gutmüthigkeit nur eine Nebenrolle spielte und die Ehrlichkeit auf die Bestimmungen des Handelsgesetzbuches beschränkt war. An dem Bankgebäude angekommen, stieg Director Sternfeld rasch und leicht aus und ging die Sandsteinstufen zu dem großen Portal hinauf. Der Portier sprang herzu und machte seinen Diener.

Sind die Herren im Berathungszimmer schon angekommen, Werner? fragte der Director.

Ja, Herr Director. Ich habe vor einigen Minuten vier oder fünf Herren ankommen und nach Ihnen fragen hören. Sie werden ohne Zweifel auf Sie warten.

(Fortsetzung folgt.)

— Nach seiner Auffassung. Vater: „Schon wieder am Morgen so verdrießlich, Junge! Als ich in Deinem Alter war, hatte ich niemals einen Katzenjammer." — Sohn: „Donner, mußt Du aber einen Stiefel haben vertragen können."

— Im Buchladen. Buchhändler: „Was für ein Kochbuch wünschen gnädige Frau?" — Junge Frau: „Geben Sie mir das theuerste, mein Mann ist ein großer Feinschmecker."

— Diejenigen, welche Böses mit Gutem vergelten werden, werden am Ende ihres Lebens (!) das Paradies zum Aufenthalt bekommen.
Koran.

Die Umdrehung der Erde.

Was geschehen würde, wenn sie sich schneller oder langsamer drehte.

Wie wäre es, wenn die Erde etwas schneller liefe? Die Frage, der keine müßige Betrachtung zugrunde liegt, die vielmehr der Ausdruck für das Verhältnis zweier der wichtigsten Kräfte unserer Erde: der Anziehungskraft und Zentrifugalkraft ist, beantwortet J. H. Fabre in seinem Werke „Der Sternhimmel".

Jeder sich drehende oder rotierende Körper ist einem besonderen Drucke unterworfen, der bestrebt ist, seine Teile von dem Punkte, um den er sich dreht, zu entfernen. Man nennt diesen durch die Rotationsbewegung entstehenden Druck Flieh- oder Zentrifugalkraft. Diese ist um so stärker, je größer die Geschwindigkeit des Körpers ist. Dies auf die Bewegung der Erde angewendet: die Zentrifugalkraft zeigt das Bestreben, die Körper von der Oberfläche der Erde zu entfernen, die irdische Anziehungskraft sucht sie dagegen an ihrem Platze festzuhalten.

Es besteht also ein unausgesetzter Kampf zwischen diesen beiden Kräften. Da aber die Anziehungskraft stärker ist, werden die Körper von der Erdoberfläche nicht fortgeschleudert, sondern verbleiben trotz der Erdumdrehung in Ruhe. Man begreift indes, daß die Zentrifugalkraft der Anziehungskraft gleich werden, so sie sogar übertreffen könnte, wenn die Umdrehung schnell genug wäre; denn wir wissen, daß die Größe jener Kraft mit der Geschwindigkeit der rotierenden Bewegung zunimmt. Eine Berechnung ergibt, daß am Aequator, wo die Erdumdrehung am schnellsten erfolgt, die Zentrifugalkraft gleich der Anziehungskraft sein würde, wenn sich die Erde um ihre Achse 1×7 schneller drehen würde, also in einer Stunde 25 Minuten, statt in 24 Stunden. Angezogen von der Erde und in gleicher Stärke von der Zentrifugalkraft abgestoßen, würde sich dann ein über den Erdboden gehobener und sich selbst überlassener Stein ganz allein, ohne irgendwelche Stütze, in der Luft behaupten. Die Gewässer würden zu fließen aufhören: ein umgestülptes Gefäß mit Wasser würde nicht einen Tropfen seines Inhalts verlieren, kurz, alle Körper würden gewichtslos erscheinen.

Stellen wir uns noch etwas näher die Welt vor, in der die Zentrifugalkraft die Anziehungskraft aufhebt. Das Meer, durch eine übermäßige Zentrifugalkraft an den Aequator gezogen, würde sich dort ansammeln und die Festländer überfluten; man bedenke ferner, daß die Flüsse, da sie dem Gefälle des Geländes nicht mehr folgen, zu fließen aufhören würden; daß die Wolken uns nicht mehr ihren befruchtenden Regen spenden würden, weil der Regen nicht herunterfallen könnte; daß unsere Wohnhäuser, deren Festigkeit auf dem Druck ihrer schweren Steinschichten beruht, sich bei dem geringsten Windstoß wie Wollflocken in die Luft erheben würden; daß endlich wir selbst, wie traurige Spielbälle des Windes, bald hierhin, bald dorthin geworfen würden, ohne festen Fuß fassen zu können. Wir sehen, die Schwerkraft, das Gewicht, ist doch etwas Ausgezeichnetes! Sie macht uns wohl ab und zu unangenehm, schwerfällig und trägt die Schuld, daß wir uns wohl bei einem Sturze zuweilen die Knochen zerbrechen, aber andererseits verleiht sie uns die nötige Festigkeit, um überhaupt leben zu können. Nehmen wir gar an, die Erde drehte sich noch schneller, vielleicht in einer Stunde oder weniger um sich selbst, so bekommt die Zentrifugalkraft derart die Oberhand über die Schwerkraft, daß alles Irdische der Vernichtung anheimfällt. Die Luft verläßt uns, sie entflieht in Fetzen und verliert sich im Raume. Auch das Meer folgt nach; seine Fluten, nicht mehr vom Zügel der Schwere beherrscht, wälzen sich über die höchsten Gipfel von einem Festlande zum andern und wirbeln in gewaltigen Wasserhosen in die Räume des Himmels hinein. Der lockere Erdboden, die Steine, die Tiere, die Pflanzen, alles, was nicht fest an die Erde gekettet ist, entflieht auf Nimmerwiedersehen, wie von der Schleuder eines Riesen geworfen. Von der ursprünglichen Erde bleibt schließlich nichts weiter übrig als ein Skelett nackter Felsen, von dem die Zentrifugalkraft nichts mehr losreißen kann.

Die Folgen eines allmählichen Anhaltens der Erdumdrehung und mehr die eines ursprünglichen Stillstehens würden nicht weniger furchtbar sein. Zuerst senkt sich die äquatoriale Anschwellung der Ozeane, ergießt nach den Polen ihre Fluten und bedeckt einen großen Teil bisher trockener Länderstrecken.

Mit der langsameren Erdumdrehung nehmen Tag und Nacht an Länge zu, und, zur großen Gefahr der Lebewesen, beginnt sich das Klima von Grund aus zu ändern. Ist erst ein völliger Stillstand der Erde eingetreten, so kann nur ihre jährliche Bewegung um die Sonne einen Wechsel von Tag und Nacht bewirken. Ein sechs Monate langer Tag und Sommer würde mit einer ebenso langen Nacht und winterlichen Kälte abwechseln — kein Zweifel mit dem Aufhören ihrer Achsenumdrehung hat die Erde als bewohnter Weltkörper ihre Rolle ausgespielt.

Wird nun die Menschheit dereinst durch ein Uebermaß von Geschwindigkeit oder einen Stillstand unseres Planeten zu Grunde gehen? Wir wissen es nicht; zur Beruhigung mag aber der folgende Versuch beitragen. Wir wählen für unsere Betrachtung ein Rad. Wir hängen es frei auf, bringen es auf einer Achse genau ins Gleichgewicht und setzen es mit der Hand in Bewegung. Wie viele Drehungen wird es wohl machen, wenn wir es sich selbst überlassen? Offenbar bald mehr, bald weniger, je nach dem Widerstande, dem die Bewegung durch die Reibung an der Achse und in der Luft erleiden. Wenn die Achse gut eingefettet ist, wird das Rad ganz allein eine große Zahl von Umdrehungen ausführen können, ist sie rauh, wird es alsbald stillstehen. Aber niemals würden wir es erreichen, daß die Reibung an dieser Achse gleich Null würde. Stets wird die Bewegung des Rades, schon infolge des unvermeidlichen Luftwiderstandes, nach einiger Zeit ihr Ende finden.

In Ermangelung eines Widerstandes muß die Erde durch Jahrhunderte hindurch ihre Antriebskraft unverändert bewahrt haben. Geht man in der Zeitgeschichte zurück und vergleicht die astronomischen Beobachtungen, die vor 2500 Jahren ausgeführt worden sind, mit den heutigen Ergebnissen, so kann man feststellen, daß in diesem Zeitraume von 25 Jahrhunderten die Erde ihre Umdrehung um kein Zehntel einer Sekunde verändert hat. So wie heute, drehte sie sich also schon in den längst verflossenen Zeiten, in denen zum ersten Male asiatische Hirten in ihrem Nachtwachen die Bewegung des Himmels verfolgten, und so wird sie sich, aller Voraussicht nach, auch noch in allen künftigen Jahrtausenden drehen.

Vom Sparen.

Nützliche Winke, wie und wo man sparen kann.

Vergeude keine Nährstoffe, denn diese werden den Krieg gewinnen! Sicherlich! Und man möchte mehr sagen: nicht nur den Welttrieg unter den Völkern, sondern auch den Kampf ums Dasein des Einzelnen.

Bei mir wird nichts vergeudet — das ist so ziemlich die Antwort einer jeden Hausfrau. Böswillig vergeudet wohl niemand. Aber ohne Wissen so ziemlich jeder. Mit andern Worten, jeder kann sparen, er muß nur wissen, wie.

Einen Beweis, wie viel nutzlos verschwendet wird, führt eine jüngst erschienene Veröffentlichung der New Yorker Gesundheitsbehörde. Die Beamten untersuchten nämlich planmäßig den Inhalt der Garbage-Behälter in den verschiedenen Stadtteilen. Der Bericht faßt die Ergebnisse in vier Gruppen zusammen, je nach dem sie aus sehr reichen, wohlhabenden, weniger bemittelten oder ärmeren Gegenden kamen. Besonders mit Brot und Semmeln wird sehr sorglos verfahren und berechnet der Bericht den jährlichen Verlust auf 50 Millionen Pfund, eine Menge, die etwa eine Vergeudung von 900,000 Bushels Weizen bedeutet. Merkwürdigerweise wird gerade von den Aermsten auffallend viel Brot und anderes Backwerk fortgeworfen. Die Brotstoffe stehen an erster Stelle. Ihnen folgen Fleisch und andere von Tieren stammende Nahrungsmittel. Und an diese schließen sich Kartoffeln und Gemüse an.

An der Hand dieser Aufstellung mögen wohl einige Bemerkungen am Platze sein, wie in jedem Haushalte gespart werden kann. Sie können die unbegrenzten Möglichkeiten nicht völlig umfassen, aber sie geben Winke und vor allem Anlaß zum Denken. Also schreibe Dir hinter die Ohren, wie folgt:

Iß nicht zu viel! Das haben Dir schon Deine Vorfahren gepredigt, denn sie formten das Sprichwort: Wenn es am besten schmeckt, soll man aufhören.

Iß nicht zu oft! 3 Mahlzeiten sind genug und oft kannst Du mit zweien auskommen. Wenn Dein Magen anfangs etwas knurrt, gib ihm etwas Obst. Er wird sehr bald lernen, bis zur nächsten Mahlzeit auszuharren, denn der Hunger ist zum Teil Gewohnheit.

Kaue gut! Denn Kauen hilft den Hunger stillen und gestattet dem Körper, das Genossene besser auszunutzen.

Trinke nicht oder nur wenig zu Deinen Mahlzeiten! Was Du trinken willst, trinke nach der Mahlzeit. Du wirst dadurch weniger Gefahr laufen, Deinen Magen zu überladen.

Was immer jeder auf seinem Teller hat, er mache reinen Tisch. Keine Krume ist wertlos und jeder Tropfen Suppe oder Sauce enthält nährende Stoffe. Unser Körper besteht aus Millionen Zellen, unsere Nahrung aus Millionen Krumen und Tröpfchen. Ein Krümchen ist genug für eine Zelle. Die Summe von Tröpfchen und Krümchen ernährt einen Menschen, der ein Teil unseres Volkes ist. — Sparen heißt: auch das Winzigste nicht unbeachtet lassen.

Salz in Hülle und Fülle.

Die kürzliche Salzknappheit war durch Frachtstauung verursacht.

Nach teils genauen Angaben, teils verläßlichen Schätzungen betrug die amerikanische Salz-Produktion im Jahre 1917 insgesamt 6,964,000 Tonnen. Das bedeutet eine Zunahme um 583,000 Tonnen, oder um 9 Prozent gegenüber der Produktion von 1916. Da der einheimische Verbrauch für 1916, welcher der größte jemals bisher verzeichnete war, weniger als 6,500,000 Tonnen betrug, und da die Einfuhr von Salz im Jahre 1916 noch keine zwei Prozent des Verbrauches ausmachte, so ist es klar ersichtlich, daß das Land in keiner Weise von einer ausländischen Zufuhr von Salz abhängig ist. Irgendwelche Knappheit, welche sich in den letzten paar Wochen von 1917 da und dort bemerkbar gemacht haben mag, kann nur eine örtliche und vorübergehende gewesen sein, hauptsächlich infolge von Frachtstauung.

Bessere Preise und lebhafte Nachfrage regten zur Steigerung der Produktion an, trotz der ungünstigen Verhältnisse, die obwalteten, wie Knappheit von Arbeitskraft, Erschwerung der Versorgung mit Brennstoff und ungenügende Lieferung von Frachtwagen. Ohne Zweifel kann die Produktion, wenn man dies wünscht, bedeutend weiter noch erhöht werden.

Ja, man darf sagen, daß die Ver. Staaten, soweit das Rohmaterial in Betracht kommt, mit einem sogut wie unbegrenzten Vorrat von Salz gesegnet sind! Von den Steinsalzminen und Salzwasser-Brunnen im Staate New York bis zu den Sonnen-Verdunstungsanlagen, welche an der Bai von San Francisco Salz aus dem Meerwasser erhalten, und aus den überreichlichen Michiganer Salinen und den gleichfalls sehr großen Salzschätzen von Louisiana und Texas — wo Steinsalz in Lagern von 2000 bis 3000 Fuß Mächtigkeit zu finden ist — sowie noch aus mehreren anderen Staaten, wie besonders Ohio und Kansas, ist Salz in Mengen erlangbar, die zum Teil über allen Begriff hinausgehen! Und das übrige ist nur eine Frage von genügenden Arbeitskräften und Transportgelegenheiten sowie von hinlänglichem Brennmaterial. Auf die Dauer kann es an diesen Faktoren nicht mangeln.

In der Größe der Förderung steht unter den amerikanischen Salzstaaten Michigan obenan; dasselbe lieferte 1917 allein 2,294,000 Tonnen, während New York mit 2,175,000 Tonnen in zweiter Linie kam. Selbstverständlich stellte auch der Staat Utah, mit seinem Salzsee, eine beträchtliche Quote. Auch in Hawaii und Porto Rico wird einiges Salz gewonnen und hilft die Zufuhr vermehren.

Die „Gelenk"- oder „Glasschlange".

In manchen Gegenden dieses Landes ist die Sage von einer Schlange verbreitet, die, wenn sie einen Schlag erhält, in Stücke von 1 bis 1½ Zoll Länge zerspringt, während das etwa 4 Zoll lange Kopfende davonläuft und sich verbirgt, bis der Angreifer sich entfernt hat. Dann kehrt es zurück, nähert sein Hinterende den abgesprungenen Gelenkstücken in der richtigen Reihenfolge, und die Schlange ist bald wieder vollständig beisammen. Viele Leute behaupten, das gesehen zu haben und manche würden beschwören, sowohl das Zerspringen als das wieder aus seinen Stücken zusammengewachsene Tier selbst beobachtet zu haben.

Die Genesis dieser Volkssage ist nicht ohne psychologisches Interesse. Es handelt sich bei der „Gelenk"- oder „Glasschlange" um nahe Verwandte der Blindschleiche (die ja auch Bruch- oder Glasschlange genannt wird) und der Panzerschleichen oder Scheltopusits, um die beiden Ophisaurus-Arten Nordamerikas, namentlich die Glasschleiche (Ophisaurus ventralis), die östlich vom Mississippi und südlich vom Ohioflusse verbreitet ist. Diese fußlosen Eidechsen werden für Schlangen gehalten und haben auch in ihrer Gestalt und ihren Bewegungen wirklich etwas Schlangenartiges, weil der sich sehr wenig verdünnende zylindrische Schwanz doppelt so lang wie der übrige Körper wird und noch stärker als bei den meisten Eidechsen dazu neigt, bei starken Reizungen und Klemmungen stückweise und ohne Blutung abgestoßen zu werden. Die abgestoßenen Enden — denn der Vorgang kann wiederholt in verschiedenen Höhen der Wirbelsäule erfolgen — ziehen sich krampfhaft zusammen und „leben" (wie man bei uns sagt) bis Sonnenuntergang. Das abgestoßene Stück wächst aber bei allen Eidechsen bald wieder, doch ist das neue Stück dunkler gefärbt und hebt sich dadurch, wie auch manchmal durch verschiedenartige Schuppenbildung, scharf von dem vorderen, alten Teile ab. Wiederholt sich das Abwerfen kleinerer Stücke mehrmals nach einander, was besonders bei den amerikanischen Panzerschleichen leicht vorkommt, so entsteht ein Tier, welches aussieht, als sei es aus 3, 4, 5 verschiedenen Stücken zusammengewachsen; das ist dann die „Gelenkschlange", die mancher bei ihrer Entstehung belauscht zu haben glaubt.

„Schneewellen".

Interessante Beobachtungen über eine reizvolle Naturerscheinung.

Wenn der Schnee in einem bestimmten Zustand und die Atmosphäre in passender Beschaffenheit ist, hinterläßt das Ziehen eines Windes über den Bergabhang sichtbare Zeichen von der Wellenhäufigkeit, Wellenlänge und Wellengeschwindigkeit, mit der der Wind dahinfährt. Frischer Schnee erscheint bei hellem Sonnenlicht an der Oberfläche ganz glatt, aber ein photographisches Bild zeigt, daß eine Kraft tätig war, die das geschmeidige Kleid in einer Weise formte, die durch die Umrisse des darunter liegenden Bodens nicht allein zu erklären ist. Diese Kräuselungen, die man Schneewellen genannt hat, sind das sichtbare natürliche Zeugnis der Häufigkeit, Länge und Schnelligkeit der über sie dahingefahrenen Winde. Daraus ergibt sich, daß die sichtbaren Formen der Schneewellen nicht immer „regelmäßig" sind. Der Wind bläst selten regelmäßig aus einer Richtung. Er dreht sich und wechselt, oder wird teilweise durch die Umrisse des Bodens, über den er streift, abgelenkt. Die Spuren, die er auf dem Schnee hinterläßt, sind infolge dessen häufig quer durchschnitten und vermischt. Bläst der Wind auf freiem Felde, wo nichts ihn hindert, in Wellen von ziemlich langer und regelmäßiger Stärke, so sind auch die darauf erfolgenden Kräuselungen gleichmäßig und deutlich begrenzt. Kommt er jedoch durch eine tiefe Rinne, so bilden sich zwei lange Furchen, regelmäßige Geleise, als wenn ein Riesenschneepflug darüber hinfuhr. Bewegt sich der Wind aber nicht regelmäßig, sondern folgt etwa auf eine Reihe von Stoßwinden mittlerer Länge eine kleine Bö unendlich kleiner Windstöße, dann häufen sich die Kräuselungen übereinander, und oft verschlingen sich mehrere. Oder sie bilden sich wellenförmig bewegende Buchten; Vertiefungen und Buckel erscheinen innerhalb des Bogens direkter Bewegung, die manchmal so schnell ist, daß die Wellenkämme glatt weggeblasen werden und zahlreiche stumpfe Grübchen zurückbleiben. Die Temperaturschwankungen zeitigen in Verbindung mit Windströmungen merkwürdige Ergebnisse. In den Bergen wirken die Temperaturbedingungen mit besonderer Kraft, weil die kalte Luft aus einem hohen Tal 6000 bis 7000 Fuß bergabwärts fallen kann. Das Aufsteigen warmer Luft aus der Niederung entwickelt sich dann zu einem örtlichen Sturm, vor dem keine Schneewehe feststeht. Sie wird nur gebildet, um wieder aufgelöst zu werden, ihre Oberfläche wird in Furchen und Lagen geteilt, und dann verändert ein Wechsel wieder die ganze Anordnung. Bei Tauwetter verändert sich das Bild von neuem, und Frost schweißt die gebrochenen Massen so fest zusammen, daß der Beobachter zweifeln kann, welches die Höhlungen und welches die erhabenen Teile der Masse sind. Wenn die ersten Winterstürme die großen Schneewehen gebildet haben und die Luft dann wochenlang ruhig ist, wird die Oberfläche einer Schneewehe allmählich gekerbt und eingeschnitten. Ein starker Wind höhlt dann hier oder dort eine Bucht aus. Ein dritter verstümmelt weiter, so daß man kaum sagen kann, wo die neue Arbeit endet und die alte beginnt. Weitere Aenderungen folgen, wenn die Sonne am Tag scheint, aber der Nachtfrost bleibt. Ihr vereintes Erzeugnis ist eine Mauer aus fast reinem Eis mit Vertiefungen, die dem Unerfahrenen zum Verderben gereichen können. Eine besonders merkwürdige Tätigkeit des Windes kann man in engen Bergpässen sehen. Hier streicht der Wind in den verschiedensten Richtungen durch, steigt oft bergan und ebenso plötzlich wieder bergab. Dann laufen die Linien auf den Schneewehen senkrecht und in spitzen Winkeln, ebenso wie sie auch der normalen und sich kreuzenden Richtung folgen.

Amor und Diplomaten.

Die „Köln. Volks-Ztg." kommentiert eine Schweizer Meldung, daß die Amerikanerin Marguerite Vivian Thomason sich zum dritten Male verheiratet habe und zwar diesmal mit dem Grafen Christian Günther Bernstorff, dem Sohn des früheren Botschafters in den Ver. Staaten.

Die Zeitung wendet sich gegen deutsche Diplomaten, die Ausländerinnen heiraten und erinnert dabei an die Gepflogenheit Bismarcks, der gegen jede solche Heirat Stellung nahm und oft sogar die Diplomaten zwang, den Dienst aufzugeben.

Die Zeitung führt ferner aus, daß in der deutschen Diplomatie viel geändert werden müsse, darunter auch die Auswahl der diplomatischen Vertreter. Die Zeitung vertritt den Standpunkt, daß keine zwingende Notwendigkeit dafür vorliege, Diplomaten aus einem engen Kreis auszuwählen, besonders wenn man solche finden könne, die mit deutschen Frauen verheiratet seien.